

Die Lebenden und die Toten

FOTOSTIFTUNG Was diese Bilder zeigen, mag weit entfernt von uns liegen. Aber es ist unsere Zeit, in der das Gezeigte geschieht. «Dominic Nahr – Blind Spots»: Leben und Konflikte in Afrika in der Fotostiftung Schweiz in Winterthur.

Zu erfahren, mitzuerleben, was Menschen durchmachen, was sie aushalten können, darin ist er stark, das gibt ihm selbst Kraft. Die braucht er auch, denn er ist seit zehn Jahren an der Arbeit: nah an Krisenherden, mitten in Konfliktzonen, am Ort des Geschehens. Im Grunde ist es ganz einfach. Er will im entscheidenden Moment dabei sein. Er will zeigen, was passiert, was passiert ist. Und seine Bilder sollen mit-helfen, dass man nicht vergisst. Dominic Nahr sagt: «Ich bin Fotograf, damit wir nicht vergessen, was passiert ist.»

Und was passiert mit uns, wenn wir ins Museum gehen und die Bilder dieses jungen Mannes betrachten, der in ein paar Tagen erst 34 wird, doch schon so lang «im Geschäft» ist und schon so viel gesehen hat? Wir versuchen die Bilder zu lesen, sie zu verstehen. Zu verstehen, was sie dokumentieren, welche Geschichte sie erzählen, welchen Ereignissen sie im besten Fall ein Denk-Mal setzen und so vielleicht beitragen zur Geschichte, die erst noch geschrieben werden muss, und dazu, dass wir uns über ein paar wenige afrikanische Länder mehr Gedanken machen oder überhaupt erst über sie nachdenken. Einfach ist das nicht.

Man sieht einzig das, was man weiss

Vier von über fünfzig afrikanischen Ländern: der Südsudan, Somalia, Mali, die Demokratische Republik Kongo. Der in Heiden AR geborene, in Hongkong aufgewachsene Dominic Nahr kennt Afrika seit fast zehn Jahren und lebt seit 2009 in Kenias Hauptstadt Nairobi. In den Kongo hat er sich regelrecht verliebt, auch wenn er als Fotojournalist und Kriegsreporter vor allem mit den dunklen Seiten des Lebens konfrontiert ist und Krisenherde seine Arbeitsorte sind. Auf den Kongo folgten Mali und der Südsudan, bald darauf Somalia, wo Nahr zuletzt von den Auswirkungen der seit Jahren andauernden Dürre berichtete, der bereits Hunderttausende zum Opfer fielen.

In dieser Ausstellung gilt noch mehr als vor anderen Bildern: Man sieht einzig das, was man weiss, fast immer jedenfalls. Ein Bild sagt eben nur unter ganz bestimmten Umständen mehr als tausend Worte, und was die bedeuten, ist noch einmal eine Sache für sich. Dokumentar fotografie, die sich nicht im Metaphorischen erschöpft, kommt ohne genaue Umstände nicht aus. Die genauen Umstände sind in jenen



«Und da habe ich einfach gewartet und gewartet, bis der Moment für mich richtig war»: Dominic Nahr über sein Bild aus dem unfertigen Stadion in Bamako (Mali, 2016), wo auch Pferderennen stattfinden und die für die Zuschauerreihen gedachten Zementblöcke vorerst als Zeichentafel dienen. © Dominic Nahr

Publikationen gegeben, in denen Nahrs Fotografien erscheinen: «Time», «The New York Times Magazine», «National Geographic Magazine», «Médecins sans Frontières», «Stern», «Neue Zürcher Zeitung», «Schweizer Illustrierte» etc. Hier, im Museum, sind sie nur angedeutet; jedes Bild jedoch scheint, zu Recht oder zu Unrecht, eine dunkle Ahnung in sich zu tragen.

Die Ausstellungsmacher sind sich solcher Schwierigkeiten bewusst. Sie lassen darum im ersten Raum, der von einer einzigen grossen Aufnahme dominiert wird – dem ausschnitthaft verengten Blick auf eine der vielen Gedenkstätten, die an den Völkermord in Ruanda erinnern –, rund ein Dutzend Stimmen zu Wort kommen: von Susan Sonntag bis Gerold Brunold, von Ezekiel Makunike, dem grossen Journalismuspionier aus Simbabwe, bis zum südafrikanischen Fotografen und Künstler Guy Tillim. Es lohnt sich, genauer zu lesen: Die Verunsicherung, die einen bei der Lektüre befällt, sollte man sich nicht nur für den Gang durch die Ausstellung bewahren.

Den Moment fotografieren, in dem Geschichte passiert

Weiss man es denn? Der Mann, der da auf der nachtdunklen Strasse sitzt, die Beine gespreizt, die Arme erhoben, in der rechten Hand eine kleine Fahne, den Mund rufend geöffnet: Ist es Freude oder Leid, was ihn bewegt? «Free at last» – die Fahne ist die Fahne des jüngsten afrikanischen Staates, der am 9. Juli

2011 seine Unabhängigkeit erklärte. Von Dominic Nahr kann man erfahren, dass er nach Juba, der neuen Hauptstadt des Südsudans, reiste, um genau den Moment zu fotografieren, in dem Geschichte passiert. Die Aufnahme entstand ein paar Sekunden nach Mitternacht, die Unabhängigkeit ist taufriisch, die Zukunft hält alles bereit. Inzwischen weiss man, dass die Freude nicht lange währte; nach gut zwei Jahren herrschte wieder Bürgerkrieg.

Hungrige Vögel zwischen Felsen und Geäst

Von ihm erzählen die anderen Bilder im Raum mit den Südsudan-Fotografien, unter ihnen auch das Bild mit den roten Felsen vor blauem Himmel und dem dunklen Baumstamm im Zentrum und dem Dutzend Menschen: wie hungrige Vögel zwischen Felsen und kahlem Geäst. Ich kann das Bild, das wie so manches andere in der Ausstellung von einer kompositorisch und farblich absoluten Schönheit ist, nicht vergessen, seit ich es vor rund vier Jahren zum ersten Mal sah.

Wie geht das zusammen, Schönheit und Dokumentarfotografie, insbesondere Dokumentarfotografie, in der sich direkt oder indirekt Gewalt manifestiert? Darüber sind schon ganze Abhandlungen geschrieben worden, die Frage stellt sich immer wieder – und stellt sich schliesslich bei jeder Form von Kunst. Es geht, weil wir bei «schönen» Bildern bereit sind, lang und genau hinzuschauen. Und anders als

mit dieser Bereitschaft sollte man schliesslich überhaupt kein Museum besuchen.

Gesucht, erdauert und gefunden

Tote, Soldaten, Flüchtlinge, Hungernde, Vertriebene, Arbeitssituationen, unsicherer Alltag: Es sind aber nicht nur Probleme und prekäres Leben, die den Besucher, die Besucherin von «Blind Spots» erwarten. Gerade im Raum mit den Bildern aus Mali gibt es Helles und Heiteres.

Das Bild vom Ostergottesdienst in Bamako etwa, für das sich alle schön gemacht haben, wenn auch nicht gerade mit Diadem im Haar, wie es Audrey Hepburn Tiffany-geschmückt trägt, die bei dieser Ostermesse auf eigenem Stuhl zumindest in effigie dabei ist...

Das Bild gehört wie das zauberhaft berührende Foto mit dem gezeichneten und dem lebendigen Pferd zu den Werken, die Dominic Nahr gesucht, erdauert und gefunden hat. So viel Zeit hat er nicht, wenn er mit Soldaten unterwegs ist, zwischen die Fronten gerät, auf gefährlichen Spuren wandelt, selbst in ständiger Gefahr.

Doch sein ästhetischer Sinn, auf den er instinktiv, ja blind vertrauen kann, verlässt ihn auch da nicht. Angelika Maass

DATEN UND FAKTEN

Zur Ausstellung, die bis 8. Oktober dauert und von Peter Pfrunder und Sascha Renner kuratiert wird, erscheint kein Buch, doch kann man sich 26 Bilder vom Fotografen selbst erklären lassen: per Audioguide oder gleich als App auf dem eigenen Smartphone. Man erfährt dabei auch einiges von seiner Haltung. Eine Viertelstunde sollte man sich zudem für den Film reservieren, der in einem separaten Raum in der Ausstellung gezeigt wird. Und ein Blick auf Dominic Nahrs Website lohnt sich: www.dominicnahr.com
Nächste öffentliche Führungen: Mi, 7. Juni, 18.30 Uhr, So, 11. Juni, 11.30 Uhr. Am 25. Juni und am 6. Sept. (um 11.30 bzw. um 18.30 Uhr) führt Dominic Nahr durch seine Ausstellung. aa



Ein Anblick, der sich wiederholt: Vertriebene auf der Flucht, Demokratische Republik Kongo, 2012. – In festlicher Erwartung der Ostermesse, auch Audrey Hepburn ist dabei (Mali, 2016) – und der Junge mit dem Heft mit dem Bibelzitat «Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?». © Dominic Nahr

Paavo Järvi als Chef in Zürich

TONHALLE Mit der Wahl des estnischen Dirigenten Paavo Järvi hat Zürich einen der meistumworbenen Musiker der mittleren Generation verpflichten können.

Jetzt gerade dirigiert er «Don Giovanni» an der Mailänder Scala. Paavo Järvi, Jahrgang 1962, ist vielseitig präsent in den Konzertsälen und Opernhäusern zwischen Paris und Tokio, und er ist ein Topname im Business.

Das Wort Music Business aber mag er nicht. Als er sich gestern mit dem Präsidenten der Tonhalle-Gesellschaft Hans Vollenwyder und der Intendantin Ilona Schmiel vor der Presse und einer grossen Tonhalle-Gemeinde präsentierte, ging es auch nicht so sehr um die Details des Geschäfts, als um die feierliche und allseits mit Freude zelebrierte Unterzeichnung des Vertrags: Järvi ist ab der Saison 2019/20 Chefdirigent des Tonhalle-Orchesters, verpflichtet für fünf Jahre.

Topsaal für Toporchester

Järvi löst den von einer Generation jüngeren Lionel Bringuier ab, dessen Vertrag nicht verlängert wurde. Von dieser eher schwierigen Vorgeschichte war gestern nicht die Rede. Auch nicht von den Ausnahmeverhältnissen, in denen Järvi seinen Posten antreten wird. Seiner Begeisterung für den geschichtsträchtigen und akustisch hervorragenden Saal gab er jedoch mehrfach Ausdruck, und gewiss wird es ein Fest, wenn die Tonhalle nach der Renovierung neu eröffnet wird.

Das Wahlverfahren war aufwendig und begann mit einer



Paavo Järvi, neuer Tonhalle-Chefdirigent

Liste von 70 Dirigentinnen und Dirigenten, führte aber schnell zum einen Wunsch Kandidaten. Details oder Schwerpunkte seiner Arbeit waren gestern noch kein Thema, dass er das Tonhalle-Orchester nicht nur zu Hause präsentieren wird, sondern auch auf Tourneen im Ausland und im Tonträgergeschäft, ist aber angekündigt und beim Renommee dieses Dirigenten auch selbstverständlich.

Eine junge Beziehung

Järvi hat das Tonhalle-Konzert erstmals 2009 und im vergangenen Dezember erst zum zweiten Mal dirigiert – ein Konzert, das Publikum, Kritik und auch das an der Wahl beteiligte Orchester restlos begeisterte. Järvi selber sprach gestern von einem Highlight seiner Tätigkeit, und er blickt auf eine lange Karriere zurück: Aus früheren Chefposten in Cincinnati, beim Hessischen Rundfunk und dem Orchestre de Paris sind bleibende Beziehungen geworden, auch das Estonia Festival Orchestra, das er selber gegründet hatte, machte ihn zum Ehrendirigenten. Eine lange und äusserst erfolgreiche Beziehung verbindet ihn mit der Deutschen Kammerphilharmonie. Seit 2015 ist er Chefdirigent des NHK in Tokio.

Die Frage des Stellenwertes des neuen Amtes beim Tonhalle-Orchester stellt sich beim Blick auf diesen Arbeitskalender. Järvi beantwortete sie nicht mit einer Prozentzahl, sondern mit seiner Devise, dass er überall, wo er arbeite, alles gebe, was er zu geben habe. Darauf kann sich Zürich freuen. Herbert Büttiker